

Burghart Schmidt im Literaturhaus Wien. 1. 10. 2013

Philosophikum eines einzigartig berührenden Vademekums

Zu Sylvia Rosenheks Durchbrand, nicht Rückzug in ihre eigene Welt

Guten Abend, sehr verehrte Damen und Herren!

Ja, ich freue mich über den zusammengekommenen Kreis zu einem eigentümlichen Buch. Dass ich nun darüber spreche, hat mit einigen Erschwerungen zu tun. Anders als meine Freunde Stephan Eibel Erzberg und Renald Deppe habe ich Sylvia Rosenhek, die Autorin, nicht sonderlich persönlich gekannt, vielleicht einmal flüchtig auf der Straße mit ihr einen Gruß ausgetauscht. Das hatte nichts mit mangelndem Interesse etwa zu tun oder Drückebergerei, das war wohl verschuldet meinem Pendelleben zwischen Deutschland und Wien. Ich nannte mich über Jahrzehnte einen erweiterten Wochenendwiener und den deutschen ICE zwischen Wien und Frankfurt nannte ich meinen dritten fahrenden Wohnsitz. Wenn er auch nicht mir gehörte, aber ich besaß ihn ja, solange ich darin saß. Gut, so ist es also zu einer solchen Begegnung, wie Batya sie von den Anderen schilderte, nicht gekommen und ich bin auch kein Zeuge für die Gespräche, die liefen, und welches Verhältnis die nun veröffentlichten Texte dazu haben. Hier muss ich mich auf die Überlieferer verlassen, aber ich glaube, sie sind vertrauenswert genug.

Und vor allem kommt jetzt das erste Methodische. Denn Hannes Benedetto Pircher, der einen sehr schönen Begleittext geschrieben hat im Buch hier, der betont das Problematische, Texte vorzulegen, die nicht für eine gedruckte Fassung in die Welt gesetzt worden waren. Schließlich ist Sylvia Rosenhek keine professionelle Schriftstellerin, Literatin oder Essayistin gewesen und natürlich besteht beim Vorgelegten ja auch von den damaligen Zuhörern in den Gesprächen her ein ständiges aus den Zusammenhängen und aus den Komplexen Reißen, was immer bedenklich ist. Aber sehr richtig ist wiederum, dass wir davon ausgehen können, in all unseren Kommunikationsprozessen der Gespräche, genauso des Literarischen, des Philosophischen, spielt die Rezeption – und Lessing hat das als erster besonders verdeutlicht – eine ganz wesentliche Rolle. Sofern demnach der Ausgang getreu widergespiegelt wird in einer Rezeption und man sich eben auf die Überlieferer verlassen kann, werden auch solche Unternehmungen von einer Authentizität des Autorenschaftlichen getragen und gefördert, so dass man aus den angezeigten Umständen keine Einwände ziehen kann.

Ich stehe jetzt also sozusagen als neutraler Leser über eine Buchbegegnung mit dem vorgelegten Text in Zusammenhang. Das wäre dann cum grano salis die Einsatz-

Objektivität! Bei allen Zweifeln, wie weit Literaturkritik, philosophische Literaturkritik, Textkritik nun Objektivität erzielen kann oder nicht. Sie werden, das Buch durchblättern, darauf stoßen, dass es aus lauter Kurztexten besteht. In dieser Feststellung besteht der erste Herangang. Weshalb Hannes Benedetto Pircher, der mit zu den Gesprächspartnern im Ursprung des Buches gehörte, in seinem Begleittext dann auch ganz stark das Aphoristische diskutiert, um betont festzustellen, es handle sich eben doch nicht um Aphorismen.

Und weil ich am wenigsten heute abend vorhabe, über Demenz und das Psychische, gar das Psychologische zu sprechen, sondern über das Philosophische –, obwohl ich zunächst in erster Überlegung das Psychologische vorhatte, weil ich mich in letzter Zeit sehr mit Philosophie im Verhältnis zu Psychotherapie und auch umgekehrt beschäftige, es kommt doch gerade durch frische Lektüre des kleinen Büchleins wieder der Philosoph in mir zum Vorschein – .

Und da setze ich gleich einmal an beim Aphoristischen! Ja, die Texte sind sogar trotz erstem Leseschein ein wenig das Gegenteil vom Aphorismus. Die großen Aphoristiker wie Lichtenberg oder Borges oder auch Jabès und andere haben im Aphorismus eine konzentrierte und konzentrierende Zusammenfassung und Kürzung angesteuert, die gerade etwas in nuce, in der Nuß, bringen will, also verlässlichst zusammengefasst. Und hier sind es eben – den Verlagsnamen „Edition Splitter“ erinnere ich – Splitter! Splitter innerhalb von ganz anderen wohl erwartbar gelaufenen Kommunikationsvorgängen und kommunizierten Texten. Und diese Splitter befinden sich in weiter Streuung, sodass man sagen kann: gegen das Konzentrierte der Aphoristik setzt sich hier gerade eine Art Destruktion in Weise der Dekonstruktion an, nämlich das, was ich eben Streuung nannte. Man lernt das ja auch bei Jacques Derrida, das Denken wird oft verwechselt mit zusammenfassender Schlüssigkeit, man hat es nie nach der Seite beachtet, außer in manieristischen Nähen, nach der Seite des ständigen Sich-zerstreuen-Wollens und damit Ausbreitens in das Unpassende, das Unpässliche, das Ungehörige. Durch das ganze Buch zieht sich das sogar hindurch in einer Frage, die ich dann später noch zum Schluss kurz anreißen will, in der Frage nach der Selbstverwirklichung, zu der das Buch in Summe eine sehr skeptische Einstellung zu äußern scheint. Aber es gibt dann auch – und schon im Titel! – wiederum das große Fürwort für das Sichselbstverwirklichen, nämlich: „ich will durchbrennen in meine Welt“.

Bei Durchbrennen denken wir immer: Heraus aus einer Welt, die einem Andere aufzwingen wollen. Und hier, im Büchlein von Rosenhek, geht es in betont um meine Welt. Und insofern also geht es ja doch tatsächlich um die Frage nach

Selbstverwirklichung, aber – wie gesagt – von dem Problem dann später noch mehr. Mir ist nur wichtig, daran verdeutlicht zu haben, dass Vieles auch im Widerspruch steht, sich überlappt, sich verdrängt, sich überquert, sich porös macht, sich gegenseitig anblendet und ausblendet, sich versteckt und vorzeigt. Und deswegen finde ich auch wunderschön zum Methodischen, nämlich Antimethodischen und doch Methodischen der Sammlung den Einschub der Übertippungen von Stephan Eibel Erzberg, wo es um Texte geht, die sich überdecken und wiederum Vorhänge aufziehen, aus Lücken heraus durchscheinen lassen. Hier und da bleibt einmal ein Splitter, ein Bruchstück deutlich zu lesen - besonders das Wort „Sache“ – und Eibel Erzberg ist ja der Typ des „Kommen wir zur Sache!“, ja! So dichtet er schließlich auch. Aber dann ist scheinbar alles wieder überdeckt und nicht entzifferbar durch Überdeckung und Ähnliches. Das trifft aufs Anschaulichste die erste Interpretation dessen, was an Texten von Sylvia Rosenhek vorliegt.

Dazu kommt auch noch durch die Übertönungen des scheinbar siegenden, übertippenden Schwarzen eine Art melancholischen Zugs hinein, der nun ganz wichtig ist. Klar, dahinter steht eben also ein furchtbar gequältes Leben. Sylvia Rosenhek, geboren in der Bukowina, das seit 1919 zu Rumänien gehörte, vorher aber zum k. u. k.- System – Kaiserliche und Königliche Donaumonarchie in Übersetzung – und in Rosenheks Erinnerungen taucht das teilweise mit auf, ebenso in den Erinnerungen ihrer Tochter Batya. Darin ist ein wenig Farbe von dem, was ich entdeckte in einem für Österreicher sehr wichtigen Buch eines französischen Freunds, Germanisten und Philosophen, Jacques LeRider, der auch ein paar Jahre französischer Kulturattaché in Wien hier war, nicht anerkannt, nicht akkreditiert vom österreichischen Außenminister Alois Mock, wegen des nun gemeinten Buchs – „Mitteleuropa“ heißt das, bei Deuticke erschienen - das ist ein furchtbarer Angriff auf jene früher sehr häufig umgegangenen absurden Ideen, als wenn das k. u. k.-Regime als Vielvölkerstaat ein wunderbares Muster und Vorbild für das sich vereinigende Europa wäre. Aber Jacques LeRider hat auch eben, weil er als objektiv sein wollender Wissenschaftler alle möglichen Archiv-Bestände durchforschte (sic!), dann festgestellt, dass tatsächlich ein wenig Multikulturalität gelang in wenigen Grenzregionen, etwa in der Bukowina oder in manchen Gebieten von Galizien, innerhalb eines Systems, das dem eigentlich widersprach. Denn das kehrte er in den übrigen Passagen seines Buchs „Mitteleuropa“ heraus, dass das System der k. u. k. Monarchie ein Auspielen der Einen gegen die Anderen war. Und daher ein Verfeindungssystem und nicht ein Befreundungssystem. Aber in der Bukowina und an anderen Orten des Ostrandes von dem k. u. k. Machtkomplex sei dann Multikulturalität - versehentlich sozusagen - gelungen. Ein bisschen nach der Formel: Ein blindes Huhn findet auch einmal ein Korn oder ein

Widerspruch der Peripheren zur Zentrale – und sie haben es dort, im Peripheren, doch geschafft, gegen alle Versuche der Zentrale, eine andere Systematmosphäre zu schaffen. Die von LeRider gemeinte Atmosphäre war im Nachwirken offensichtlich zunächst Hintergrund zum Lebensbeginn der Sylvia Rosenhek, obwohl sie schließlich in Rumänien groß wurde.

Daraus wurde dann durch die Nazis vertrieben in die Lager, worin die Eingekerkerten immer disponiert waren zu Vernichtung, Vergasung oder anderer folternder Tötung. Bis tatsächlich doch das Überlebensglück eintrat, allerdings nur für Batyas engste Familie als einen der seltenen Fälle, dass sie noch rechtzeitig von der Roten Armee gerettet wurde aus den Vernichtungslagern. Dann ein Leben mit den Kindern, erst einmal in Rumänien, Bukarest, und weiter nach Israel, Tel Aviv, oder wie es im Mittelalter hieß, Jaffa – aber dann die Kehre nach Wien. Also ein Leben, dessen Wesen lange Zeit aus Vertreibung und aus Flucht bestand und ständiger Gefährdung. Jederzeit nur immer von Angst der Verfolgtheit und des Vernichtet-Werdens geprägt, daraus ist es sehr verständlich – was für ein skeptischer, kritischer, zweifelnder Ton durch all diese Texte läuft. Das ist zunächst mal das Politikum! Sozusagen aufgezwungene Skeptik als umfassender Hintergrund.

Dann aber, in der Lektüre eben, stellte ich fest:, da sind in den Splittern der Gedanken, der Gedankenverbindungen eigentümlichster Art doch philosophische Ansichten aufgetaucht, die eine Aufmerksamkeit sondergleichen verlangen können, weil man sie dann eben auch philosophisch auffassen muss. Und da möchte ich jetzt nicht missverstanden werden, wenn ich eine Parallele ziehe zu meinen Erfahrungen mit Kindern, die sich in meinem Buch „Kinderphilosophieren“, bei Bayta Horn in der Edition Splitter erschienen, niederschlugen. Das einzige, was zum Anliegenden daraus ein Link hergibt, also eine Komparabilität, also eine Vergleichbarkeit, ist der Umstand, dass es sich um Äußerungs-, Artikulationssplitter handelt. Aber dass es zu ihnen kam, dazu musste in einer komplexen Vorstellungswelt, die ich im Weiteren nicht habe per zeugenhafter Erfahrung eruieren können – mir begegnete nur der Artikulationssplitter – ungemein viel philosophisch passiert sein, sonst hätte es nicht zu dieser Äußerung kommen können. Der von mir dazu interpretativ gezeichnete philosophische Hintergrund hat irgendwie, und sei es ganz anders, notwendig vorgelegen oder sich irgendwie so ungefähr vollzogen, mindestens in Abarten geregt.

Und in solchem Sinn habe ich mich dann um die Nicht-Aphorismen, nämlich Gedankensplitter oder Artikulationssplitter Sylvia Rosenheks in der Lektüre bemüht. Nur am Anfang steht ja ein etwas längerer Text. Und so habe ich dann - wozu jeder Rezipient

das Recht hat – mich an meine Deutungsfreiheit gewagt. Ich bin nicht der Sklave des zu Deutenden, das meinen nur die Philologen als ihr Ethos, jedoch nicht unbedingt die Philosophen. Man erinnere sich an Umberto Ecos „Das Offene Kunstwerk, wie es in antiphilologischer Haltung aus der Philosophie heraus die Deutungsfreiheit eines jeden Rezipienten einfordert. Schon in den hier zur Debatte stehenden Text-Kleinigkeiten merkt man ja, wie es philosophisch hergeht, und was da alles vorgegangen sein muss in der Vorstellungswelt, ohne dass Solches im Text selber zur Sprache kommt.

Da lese ich etwa – habe auch ein schweres, nachhaltiges Ausrufezeichen dazu gemacht: „verstanden habe ich vieles, was nicht gekommen ist“. Und das ist für mich allein schon mal zu lesen an der Front gegen das in der Deutschen Ideologie so fest eingefahrene Auffassen von Verstehen, nach dem Verstehen immer mit Verzeihen und Anerkennen zu tun hätte. Dem ist entgegenzuhalten, dass ich Vieles verstehe, was ich überhaupt nicht will. Zudem verstehe ich Vieles, was ich will, aber von dem ich weiß, dass es nicht eintreten kann. Mindestens in meiner Lebensperspektive nicht. Und solche Überlegungen müssen doch in dem Kopf eines Menschen vorgegangen sein, dass ich so vieles verstehe, was nicht ist, wovon ich aber wollte, dass es würde. Andererseits, dass es so vieles gibt, was ich verstehe und was gekommen ist, aber was ich trotz Verständnisses zum Teufel wünsche oder in die Nicht-Existenz auf jeden Fall. Also ein ganz kritischer Umgang mit der Auffassung von Verstehen steht an. Verstehen ist eben nicht Verzeihen. Und das nenne ich Philosophieren. Das war immer das Werk der Philosophen, an Gewohnheiten etwas zu rütteln und Eingefahrenheiten hintenherum anzubeißen. Das macht alles der zitierte Kurzsatz von Rosenhek.. Zu dem hörte ich eben auch die legendär übermittelte Geschichte, dass die Autorin in den Gesprächen zu Stephan Eibel Erzberg sagte oder vielmehr über Stephan Eibel Erzberg sagte, er sei Philosoph, aber sie sei es auch. Ich glaube, an dem kleinen Beispiel habe ich mein Verfahren aus dem „Kinderphilosophieren“ nun einmal verdeutlicht.

Aber weil mir so ungemein Vieles dabei untergekommen ist, was mir philosophisch enorm wichtig ist, lasse ich ein paar weitere Muster folgen. Das heißt, ich lege einige ganz kurze Äußerungen zu Grunde, die in den Abdruck gelangten, und erzähle dann das, was deren Lektüre in mir hervorrief. „Ich belästige niemanden, auch wenn es nur die Zeit ist.“ Da klingt erst einmal ein wenig Verachtung für die Zeit an. Aber die begleitet uns ja überall. Dass wir an und in der Zeit immer bedauern ihr Tempo, die Vergänglichkeit, das dadurch Geworfensein in die Erinnerung und Ähnliches! Aber dass man sie noch nicht einmal belästigen will, indem man sie diffamiert, die Zeit, das ist doch auch ein mords- philosophischer Gedanke. Wie kann es mir gelingen, die Zeit nicht zu

belästigen? Indem ich nicht störend immer nach dem frage, was die Zeit überdauert, aber auch nicht gehorsam allen Veränderungen sogleich nachlaufe gemäß der Bejubelung des Zeitgeists. Höchstes Kritikmoment ist dann oft genug: du bist aus der Zeit herausgefallen, du bist nicht auf der Höhe der Zeit, ach, das ist ja von Opa oder Oma und so. Und „Zurückgeblieben“ ist ja auch ein Diffamierungswort sondergleichen, die Zurückgebliebenheit als Wahn. In all dem ist es eben so, dass man vor der Zeit jene Achtung nicht hat, in der man dann sagen kann: Ich belästige niemanden, auch sie nicht. Das hängt etwas mit dem zusammen, was schon zitiert war im Zusammenhang mit der Frage nach dem Verstehen. Nämlich es geht um den Umstand: wie reagiere ich darauf, dass ich so vieles nicht ändern kann, obwohl ich mich dagegen empöre, obwohl es mich unglücklich macht und Vieles andere. Also wie nehme ich etwas hin? Indem ich es eben nicht belästige – anderes muss man belästigen. Aber gerade die Zeit, weil in ihr alles aufgefangen ist – auch das ist eine philosophische Erwägung - steht jenseits dessen, dass man in ihr etwas Bestimmtes belästigen könnte, das geht nicht. Die Zeit macht wirklich alles gleich und für alle läuft die Zeit ab, selbst in ihrer historischen und daher regionalen Differenziertheit. So kann man also tatsächlich mächtig ausschweifen in Grundprobleme des Philosophierens und Grundüberlegungen der Philosophie.

Und dann wird man auch bisweilen bei Äußerungen Rosenheks an andere Autoren denken. Weil mir das immer ganz wichtig war, hatte ich einen großen Assoziationsprozess, als ich in dem Büchlein hier las: „Ich sehe, welche Freude man haben kann und es ist wirklich gut, dass die Engel zu Hause sind.“ Man könnte es naiv deuten, als sei gemeint, die Engel sind bei mir zu Hause. Nein! Man kann es vielmehr anders deuten. Dass sie nämlich bei sich zu Hause und daher bei ihren Angelegenheiten sind, demnach einen nicht betreffen. Und da hatte ich nun doch über den Angelus Assoziation zu einem Thema, mit dem sich Walter Benjamin in den späten 20er Jahren sehr beschäftigt hat und zwar ausgelöst davon, dass er von Paul Klee ein Bild erhielt, dem Paul Klee den Titel gegeben hatte „Angelus Novus“. Dazu hat Benjamin eine ganz wunderschöne Überlegung geschrieben. Er träume von Engeln, die Gott schaffe, nur dazu, dass sie vor ihm auftreten und einen Hymnus vor ihm singen und vergehen. Die Engel lassen uns dann im Übrigen in Ruhe, ja. Also der Gedankensplitter ist äußerst vieldeutig, überlappend und assoziativ dehnbar, aber auch bis zu dem Problem des Angelus Novus, der dann immer auch mit dem Hoffen auf das Wunder zusammenhängt, was zu oft die letzte Lösung bleibt. Im Hintergrund steht dann bei Walter Benjamins Überlegung der Satz, den er selber formuliert hat: Nur um der Hoffnungslosen willen ward uns die Hoffnung gegeben. Und das klingt hier in Rosenheks Engel-Satz mit dieses: „Nur

um der Hoffnungslosen willen, ward uns die Hoffnung gegeben“. Das bedeutet also, es wäre im Letzten eine Heuchelei, anzunehmen, dass die Hoffnung nicht in aller Hoffnungslosigkeit noch überlebe. Sie kennen auch den häufig zitierten Satz: Die Hoffnung stirbt zuletzt. All das schwimmt natürlich im Motiv des Angelus Novus mit.

Besonders fühlte ich mich an alte philosophische Auseinandersetzungen und Erfahrungen erinnert, als ich die schöne Formulierung fand: „Ich habe mir abgewöhnt, den Kopf anzuweinen.“ Den Kopf anzuweinen. Ja, das ist doch richtig, so merkwürdig eigentümlich es klingt. Sobald mir die Tränen auslaufen aus den Augen, gleiten sie auf den Kopf. Ich weine meinen Kopf an. Und das berührt etwas, was wir in der Philosophie debattiert haben, eine alte Überlegung von Ernst Mach: Wenn ich mich hinlege und sehe an mir herab zu den Füßen, dann sehe ich auch liegend so viel von der Welt um mich, über mir. Aber das Komische ist: mich selber – den Sehenden – sehe ich allenfalls erst an der Nasenspitze, wenn ich ganz konzentriert darauf schaue. Sonst sehe ich mich nicht in meinem Sehen. Also der wichtige Satz: Was sieht, sieht sich nicht, was erkennt, erkennt sich nicht. Denn auch, wenn wir Spiegel haben und ähnlich Reflektierendes, sehe ich nur in Spiegelverkehrtheit. Erst die Photographie ermöglichte, dass man in der Tat sich selbst zu Gesicht bekommt, wie andere einen zu Gesicht bekommen. Das ist ja auch das Peinliche an ihr, der Photographie. Weil uns da keine Interpretation – sehende Interpretation – hilft oder nützt oder dagegen uns schützt. Also die alte Mach'sche Auffassung davon, dass wir alles an uns sehen, aber die Zone des Sehens, die gerade weint, sehen wir nicht und ein Weinen wäre immer ein Seinen-Kopf-Anweinen. Was natürlich auch ein wenig distanziert von diesem Weinen – ah, so: Mehr können wir nicht mit unserem Weinen, nur den Kopf anweinen. Das ist also eine Sentenz, die ihrerseits viele philosophische Ausflüge ermöglicht.

Aber andere Sentenzen noch vielmehr. Trotzdem will ich jetzt noch eine Kleinigkeit des Nebenbei ins Auge fassen in der Formulierung: „Ich beachte dich mit großer Lust.“ Ich beachte dich mit großer Lust? Man würde eher gedacht haben: Ich betrachte dich mit großer Lust. Weil, im Beachten liegt eine so gründliche Nüchternheit, dass das Lustmoment da eigentlich nichts zu suchen und tun hat, sondern nur eben das objektive Sehen. Eher so, wie Marcel Proust sich das einmal überlegte: Warum sehe ich meine Großmutter immer nur in der Begleitung und Farbe all der Erinnerungen an sie? Könnte ich mich doch einmal verwandeln in einen Photoapparat, der all die Erinnerungen nicht hat und der die Großmutter wirklich so sieht, wie sie zu sehen ist. Das ist dann die große Nüchternheit, in der die Lust keine Rolle spielt. Aber hier zeigt sich eben, dass der lebende Mensch kein Photoapparat wird. Die Wünsche Prousts waren auch mehr

hypothetischer, vorstellungsexperimenteller Art, er selber hätte gewiss kein Photoapparat werden wollen.

Tiefer philosophisch wird es etwa in der Formulierung: „Es ist kein Kinderspiel, es ist ein Spiel.“ Wie versteht sich denn das? Nun ja, da denk ich immer gern daran, dass das Kinderspiel eine wichtige Besonderung innerhalb aller Spiele anzeigt. Wir wissen ja von Ludwig Wittgenstein her, dass all unsere Kommunikation Sprachspiel wäre. Und Ludwig Wittgenstein hat zum Thema der Spieltheorie sich ausdrücklich dagegen verwahrt zu definieren, was er denn jetzt unter Spiel meine. Dazu hatte er einen einfachen Grund und das Argument überzeugt mich auch voll: Die Menschen untereinander und ihre Kommunikation spielen so viele verschiedene Spiele und da werden so viele neue Spiele dazukommen. Wehe, wenn man angesichts solchen Umstands das Spiel zu definieren sucht. Das machen die Lehrer, die einem eine Sprache einpauken und irgendwelche kritischen Grundgesichtspunkte, denen nach man Literatur zu bewerten hätte. Aber die Art Festlegung dessen, was gespielt werden darf oder nicht gespielt werden darf, das ist dann Erwachsenenschule. Und es stimmt nicht mit dem Kinderspiel überein. Bei Wittgenstein spielte im Hintergrund etwa offensichtlich das Kinderspielen eine ganz große Rolle. So sehr oft Kinder auch geregelte Spiele regelrecht spielen – aber immer ist ein Regel-Verändern-Wollen dabei, oder es ist ein Versuch darauf, ein lauerndes Warten. Das ist das] Entscheidende. Die große Unterscheidung zwischen durchgeregelten Spielen und den Spielen, bei denen im Spielen laufend die Regeln verändert werden. Diesen Unterschied hat schon Edgar Allen Poe an zwei Spieltypen, dem Schachspiel und dem Pokern durchgezogen. Während das Schachspiel daraufhin gespielt wird in seiner komplizierten, aber durchgängigen Geregeltheit, dass einer einmal einen Moment unaufmerksam ist und dadurch einen ihm nachteiligen Zug macht, in die Lücke muss der Gegner dann einspringen, so ist das Pokerspiel darauf aus, Poe hat das wunderschön beschrieben, die Regeln gar nicht zum Zug kommen zu lassen. Gerade bei guten Pokerspielern geht es darum, dass die Regeln gar nicht zum Tragen kommen Sondern im Einschleichen der Einsätze spielt man psychisch gegen die andern und hofft auf ihre Ängste, nicht zu viel zu verlieren. Denn beim Pokerspiel besteht die Freiheit, dass jemand sagt: Ja, ich will nicht mehr in den Topf tun - das müsste er, um die Karten zu sehen. Erst bei solchem durch Geldeinsatz erzwungenen Aufdecken werden die Regeln angewandt, nach denen Kartenkombinationen zu werten sind. Wenn richtig gut gespielt wird, kommt es nie zum Aufdecken der Karten, also auch nicht zur Anwendung der Regeln, weil mit Ausnahme des Siegers alle Spieler schon draußen sind. Also hier geht es tief hinein in die Spieltheorie. Insofern ist Rosenheks Satz vom Spiel geladen mit einer Vorstellungswelt vor



sich und mit möglichen Folgen hinter sich, so dass er es schwer in sich hat, gerade in einer Zeit, wo man viel vom Spiel redet und wo schon Wittgenstein in den Überlegungen zur Sprache, zu unserer Sprachkommunikation überhaupt, alle Sprachaktivität über das Generelle des Sprachspiels vorgestellt hat.

In Rosenheks Textsplittern kommen auch schöne, leichte, persönliche Züge vor, die es ebenfalls zu überlegen gilt. „Wir müssen nur ein feines, gutes Benehmen hervorbringen“. Wie kennen wir das mit dem Benimm? Auch darüber habe ich mir den Kopf zerbrochen. Es gibt zwei Grundtypen der Weitergabe von Benimm und Benehmen. Das eine ist das Aristokratische, da galt immer Vorbild und sein Nachmachen. Und das andere ist das Bürgerliche, da gilt es, das gute Benehmen auf wenige lernbare Regeln zu bringen und dann muss man sich immer regelrecht verhalten. Es ist meine Erfahrung, dass Leute, die auch heute noch irgendwie aus den Adelsherkünften kommen, bei denen besteht das Benehmen aus lauter Regelbruch. Die verhalten sich nie regelrecht, wenn man das gute Benehmen vom Knigge her sieht. Aber wie viel Leid kenne ich bei bürgerlichen Menschen, wenn sie nachher nicht mehr zur Ruhe kommen darüber, dass sie einmal leider aus Versehen wieder eine Regel verletzt haben, oder so. Dazu gibt es regionale Unterscheidungen des guten Benehmens. Ich zum Beispiel komme sozusagen aus einer Benehmens-Tradition, die man jesuanisch nennen könnte: Mir wurde eingepaukt in der Tanzstunde, dass der Sinn der Regel ihre Anwendung, Nicht-Anwendung oder Transformation bestimme. Etwa: Auf welcher Seite geht der Mann, wenn er mit einer Dame spazieren geht? Auf der rechten oder auf der linken? Die Regel lautet: Man lässt die Dame rechts gehen. Das meint man symbolisch: rechts ist die Ehreseite, und die Dame soll man ehren. Der Sinn der Regel aber meint, dass die Dame geschützt werden muss und daher gilt die Regel nicht wörtlich. Wenn man etwa in seiner Gehrichtung auf der linken Seite der Straße geht, dann muss man als Mann rechts von der Frau gehen, um sie gegen den tosenden Verkehr der Straße und ihr Durcheinander zu decken. Mit Wienern hat man da lauter Streitigkeiten, weil wienerisch wörtliche Regelrechtigkeit verlangt wird, das ist der katholische Formalismus. Seit den mittelalterlichen Begriffs-Realisten und ihrer Logik und seit Bolzano. Deswegen immer der Dame den Vortritt geben? Blödsinn in jesuanischer Benimm-Sicht. Darum haben wir im Nordwestdeutschen gelernt, dass man, wenn man in ein fremdes, voller Gefahren steckendes Restaurant geht, als Schützer zuerst einzutreten hat, um zu sehen, wo droht jetzt wirklich Gefahr? Und dann erst die Dame eintreten lassen. Wenn man nachher hinausgeht, muss man wieder zuvor gehen und dann die Dame heraus bitten, weil ja jetzt draußen Gefahren aufgezogen sein können, etwa ein Gewitter. Egal! Also: Das Benehmen hat merkwürdig andere

Traditionen und die Vorbild-Nachbild-Vermittlung lässt viel mehr Souveränität zur Regelverletzung im Namen des Sinns, während der ordentlich gehandhabte Knigge Regelverletzungen eben sehr peinlich macht. Aber in Rosenheks sprachlichem Artikulationssplitter zeigt sich sogar ein kleiner Fortschritt zur utopischen Funktion dessen, was darin steckt: Wir müssen erst ein feines, gutes Benehmen hervorbringen, das heißt, nicht von Regeln ausgehen, ja, noch einen Schritt weiter, selbst das Aristokratische von anno dazumal, das Vorbild, kann das nicht sein. Wir müssen ja erst das feine Benehmen hervorbringen, nicht von Vorbildern wie immer variierend abziehen. Das bedeutet in jeder Situation einen neuen Aufwand, eine neue Anforderung.

Und besonders schön und widersprüchlich sich kreuzend in sich finde ich dann den Splitter: „Alles ist wahr, wenn man es versteckt.“ Das ist natürlich eine Wahrheitsauffassung, die dem entspricht, was Goethe einmal, allerdings zur Sprache, gesagt hat: Alle Menschen glauben zuerst naiv, Sprache sei zum sich Äußern da, den Anderen vertraut machen mit dem, was man sich vorstellt, was man denkt, wie man wertet und so weiter, „Nein!“, sagte Goethe, Realist, wie er war: überwiegend sei die Sprache zum Verstecken und Verdecken da, klar, das ist ihre Funktion, nie herauslassen, was wirklich vorliegt, sondern immer eine entsprechend gängige Maske herauskehren, das gilt auch für die Provokation, sie für ehrlich halten - das ist oft eine Irrtum, gerade bei den Deutschen etwa mit Peer Steinbrück und Klare-Worte-Sprechen neuerdings – doch gegen jemanden provokativ sich äußern, ist genauso ein Sich-Verstecken, wie höflich glatt im Äußern zu sein. Und insofern also entgeht das auch nicht dem Umstand, dass die überwiegende Sprachfunktion die des Verdeckens ist Und das hat dieser Gedankensplitter von Sylvia Rosenhek übertragen, auch auf die Wahrheit. In anderen Splittern kommt das ebenso vor und Hannes Benedetto Pircher hat das in seinem Begleittext betont interpretiert, dass wir ja ohnehin Wahrheit sehr schwierig vergewissern können, uns und anderen. Das durchzieht all die Äußerungen hier: Was wir allein ansteuern können, ist das Wahrscheinliche, das Überzeugende statt des Beweisbaren. Das also mehr oder weniger Überzeugende für eine gewisse Zeit, vielleicht schon einen Tag später überzeugt etwas anderes. Insofern also ist das ganz konsequent, und ich entspreche dem Gedanken-splitter, dass Wahrheit ebenso zum Verstecken dasein dürfte. Denn eine Erfahrung meines Lebens war auch: Wer besonders heraushängt, wahr und aufrichtig zu sein, dem traue man nicht. Weil, das ist eben Wahrheitstheater.

Dann stieß ich auf etwas, was wir alltäglich miterleben, nacherleben. „Der erste Weg, den man gemacht hat, ist gut“. Der Weg, um hinzukommen. Das ist der erste Weg. Die anderen, wiederholenden Wege werden nämlich immer etwas langweilig.

Da steckt nun der große Sinn für Neugier darin. Aber jetzt auf hohem philosophischem Niveau. Nämlich, dass der neue Weg immer der spannendste ist und daher an Güte allen Wegwiederholungen überlegen. Nur, das geht auch wieder zurück auf Splitter und Aphorismus - ich appelliere wiederum an den Begleittext von Pircher - wir dürfen nichts verabsolutieren, auch die Wiederholungen der Wege sind nicht unbedingt darum schlecht, weil die Neugier eingeschläfert wäre. Es handelt sich um ein dialektisches Zwischenspiel zwischen Rezeption und Mitteilung, also authentischer Mitteilung von außen. Da sehe ich gerade meine Freundin Angelika Kaufmann in der Zuhörerschaft, die sich durch ihr Straßenbahnprojekt sehr vertraut gemacht hat mit dem Wiederholen eines und desselben Weges. Aber dadurch, dass sie zeichnete und zeichnete und mittels des Zeichnungs-Manövers, glich keine Fahrt der anderen. Das kann man ebenso erleben, wenn man den nächsten Tag denselben Weg wieder geht. Das ist jetzt eine Angelegenheit der Rezipienten. Er selber muss in den Stand gesetzt werden, von der bloßen geografischen Wegbestimmung weg sich jedes Mal den Weg neu zu machen. Durch seine Aufmerksamkeit für das Noch-nicht-Gesehene. Von außen hilft uns allerdings auch Einiges: man sieht unter anderer Beleuchtung so vieles nicht und anderes überdeutlich. Und dann sind wir in dem Umstand, dass durch den Lichtwechsel des Tages schon alle Wege anders ausfallen. Auch das also ein philosophisches Grundproblem, das uns im Alltag ständig begleitet. Zwischen der Güte eines Weges zum Hinkommen und der Güte eines Weges, der darum auch ein neues Hinkommen ist, weil man jederzeit bereit ist, ihn anders zu sehen oder weil man seine Veränderung in dem natürlichen Prozess des laufenden Wechsels durchaus seiner Auffassung klar machen kann.

Ein weiterer Splitter, der mir ebenfalls auffiel, weil ich mir seinethalben eine merkwürdige Frage stellte: „Als was ist er gekommen, als Gast? Eingeworfen? Eingefädelt?“ Da hab' ich mir daneben geschrieben: Person oder Post - was möchte hier gemeint sein? Denn richtig wäre: Als was ist er gekommen? Als Brief, eingeworfen. Als was ist der Faden gekommen? Eingefädelt in die Nähnadel ist er gekommen, ja. Oder: Er ist in die Nähnadel gekommen. Also das ist wirklich ein literarisches Spiel mit einer Bedeutungsvielfalt, die jeder einfachste Satz aufreißt. Darauf machen einen dann Überlegungen aufmerksam, und so versuche ich immer Studenten das Schreiben beizubringen. Nämlich: Passt einmal auf, da gibt es - Bloch hat das gern zitiert, von Knut Hamsun eine Romanstelle im „Hunger“, da geht ein Paar spazieren und es fällt ein leichter Regen. Und da sagt der Mann zur Frau: „Es regnet.“ Jetzt stellt euch Fragen: Was ist denn eigentlich Regen? Da könnt ihr schon mal eine Seite schreiben - dann könnt ihr euch korrigieren, dass das alles doch noch nicht Regen sei oder dass es noch andere Regen

gebe und noch mehr Regen und so weiter. Und dann: Was ist das ES hier, das da regnen soll? Jetzt kommt der nächste Aufsatz. Ein einfacher Satz führt uns in Bedeutungsfelder der Möglichkeiten sondergleichen.

Und dem entspricht dann auch so ein Splitter wie: „Auf was ist man fromm? Worauf bin ich fromm?“ „Fromm“ sagen wir immer „gegenüber“: Fromm sein gegenüber Gott, etwa. Aber dieser Gedankensplitter stellt sich plötzlich die Frage: Was in mir basiert meine Frömmigkeit? Hier wird die Frömmigkeit nicht zur Unterwerfung, sondern wie bei Benehmen vorhin, also: Wir müssen feines Benehmen hervorbringen. Wenn man sich fragt: Auf was ist man fromm?, dann stellt man auch die Frage: Wie bringe ich denn diese Frömmigkeit hervor? Falls ich ein positives Verhältnis dazu hätte, darüber gibt dieser Gedankensplitter nicht so unbedingt einen Wink. Aber was ganz wichtig ausgesprochen ist, ist nämlich an dieser Überlegungsstelle für mich der entschiedene Grundgedanke gegenüber den Religionen. Ich will sie nicht unterschätzen, die Religionen. Erst einmal könnte ich generell sagen: Alle Religionen wollten eine Vergesellschaftung, die so weit wie möglich gewaltfrei sein könnte, weil sie aber, alle Religionen, den Mantel der Demut als Mittel einsetzten, als ob der wichtigste Weg die Demut wäre, um die Menschen in ihrer Vergesellschaftung so ruhig, so friedlich zu halten, wie nur irgend möglich. Nein. Das gilt so nicht! Alle Religionen wollten im Mantel der Demut nämlich über das Göttliche herrschen. Das ist ja das Entscheidende: Wo man auf Religion stößt, ist das nur dem Schein nach der Mantel der Demut. Hier stehen wir also tief im Thema der Heuchelei. Der Realität nach will man sich das Göttliche unterwerfen. Und so genau mit dem Schlittschuh fahren, was man angeblich als sein Ziel und sein Regiment in Ritualen und Sonstigem beschwört.

Ganz lieb am Rande zeigt sich unter Anderem das K. u. K.-hafte von fern her, obwohl Sylvia Rosenhek erst 1920 geboren wurde, 1919 war die Bukowina schon Gebiet von Rumänien, Königreich Rumänien, nicht mehr k.u.k. Monarchie – aber in Folgendem hat man das Gefühl, als wäre man in diese zurückgekehrt. „Was würden die Damen anfangen, wenn keine Kleinigkeit wäre?“ Solche Randnoten wollen wir auch noch festhalten. Und ebenso den scheinbar bloß lustigen Satz: „Ich bin kein Schmutzfink, ich bin ein Notfink.“ Was soll das bedeuten? Da steckt Einiges darin. Erst einmal könnte man ganz einfach sagen: Weil ich mich nicht verschmutzt habe, bin ich in der Not, dass man mich verschmutzt hat. Insofern bin ich dann kein Schmutzfink, sondern ein Notfink, dem das angetan wurde mit dem Schmutz. Aber man könnte auch sagen, dass es nicht nach der Unterteilung von Schmutzfink und Saubermensch gehe, sondern: wer ist in Not und wer ist außer Not? Also kann man ganz andere gesellschaftliche Unterscheidungen

treffen. Statt einer gesellschaftlichen Unterscheidung, die Einen über den Andern stellt, tritt eine Unterscheidung ein, die an die Hilfe appelliert. Allerdings bleiben auch immer wieder Töne, die an die kantische Einsicht rühren bei Rosenhek, nämlich die Töne dessen, dass alle Güte auch Gewaltsamkeit androht. Schon im Verlangen der Dankbarkeit steckt doch Gewalt, die man auf andere ausübt. Und auf Dankbarkeit verzichtet kaum gern ein Helfer. Oder er benötigt die Drehe des Umwegs – dass der Andere zwar seinen Dank nicht aussprechen soll, um so mehr kann der Helfende mit sich zufrieden sein – er stattet den Dank also sich selber aus und streichelt sich dafür, dass er sogar auf Dank verzichtet habe. Und insofern habe ich dann in der Vorstellung virtuell den Anderen schon allemal unterworfen und in die letzten Mauslöcher getrieben. Wer so einsteigt in die philosophischen Vorstellungsprozesse, dem kann das dann auch ankommen, was heute enorm die Debatte ist, wenn das Thema anklingt: Ende der Subjektivität, Zerstören der Subjektivität. Von den französischen Strukturalisten wissen wir, einschließlich Jacques Derrida, obwohl zu den Poststrukturalisten gezählt, den Grundsatz: Wenn ich spreche, spreche nicht ich, sondern ES spricht mich. Also irgendwo läuft in mir eine Instanz, die ich gar nicht bin. Ich beherrsche nicht, was ich spreche, sondern ES spricht mich. Dazu kann ich jetzt philologisch werden und darum sagen: Ja, ich spreche ja eine Sprache, die ich nicht gemacht habe.

Ich selber habe sogar jetzt die ganze Zeit, während ich rede, das nicht gemacht, wozu Sylvia Rosenhek laufend übergeht: Neologismen bilden. „Verlachs-krampfung“ etwa. Oder, vorhin hatten wir das: „Sind Sie einverstanden? Nein, ich bin ausverstanden“. Damit wird der pure Realitätssinn berührt, den wohl ein notvolles, qualvolles Leben erzeugt, nämlich: ausverstanden – ich bin nicht einverstanden, aber ich kann daran so jetzt nichts ändern. Aber, weil ich ausverstanden bin, stehe ich bereit, sobald es gehen mag, könnte der Gegenschlag kommen. Ich lasse also die Möglichkeit nicht aus dem Sinn, das ist entscheidend.

Damit sind wir auch wieder bei den politischen Zügen, die den so tief melancholischen Zug ausmachen. Er führt sogar zu Sentenzen, die das verhöhnern, wovon ich im Anfang geredet habe, die Selbstverwirklichung. Obwohl der Titel des Buchs so nachdrücklich darauf zu gehen scheint. Skeptisch zu Selbstbewusstsein und Selbstverwirklichung zeigt sich ja schon, was Batya Horn selber vorhin angegeben hat: „Vielleicht weiß ich etwas über mich, durch dich“. Sonst eben nicht. Also mit dem sich zu seinem eigenen Selbstbewusstsein Aufschwingen aus sich selber und in sich selber, wie das Fichte mit seiner Wissenschaftslehre gemacht hat, damit ist es nichts, weil es nur durch und über den Anderen geht. Pircher beruft sich dazu besonders auf den Denker

Martin Buber, aber auch Paul Watzlawick, wenn es darum geht, dass wir uns selber nur verstehen oder ein Bewusstsein von uns erfahren in der Kommunikation mit dem Anderen. Das ist dann dieses „durch dich“, es bildet jedoch schon eine Distanz aus zu der Selbstverwirklichung, die auf die Art ja nicht möglich ist, wie ein Selbstverwirklichungsdrang es uns ideologisch in den letzten Jahrzehnten sehr stark hat weißmachen wollen.

Denn dazu wiederum assoziierte ich von all den Gedankensplittern her, die im Büchlein versammelt sind, eine Lehre – das kann man schon geradezu gebrauchen, das schwere Wort Lehre – von Ernst Bloch, der er die schöne Formulierung gegeben hat: „Melancholie der Erfüllung“. Was ist denn, wenn nun alles erfüllt wäre, was die Menschheit sich je im positiven Sinne erwartet hätte? Oder, für mich jetzt im Egotrip, was ich mir erwartet hätte? Dann gäbe es nichts mehr zu wünschen. Und würde das nicht eine tiefe Traurigkeit stiften, wenn nichts mehr zu wünschen wäre? Das ist also tatsächlich Melancholie der Erfüllung. Weil Alles erfüllt wurde, löst das eine tiefe Melancholie des Nichtmehr-wünschenkönnens aus. Insofern also rühren auch jene notierten Gedankensplitter an die Melancholie der Erfüllung, die Bloch gemeint hat. Und deswegen sicher treten auch bestimmte skeptische Überlegungen auf zu dem Thema des Glücks: „Wenn man Glück hat und es passiert, dann glaubt man, dass es kommt, aber später weiß man, dass es unwahr ist“. Also, das Glück wird hier als so vorübergehend flüchtig dargestellt, nur als der eine glückliche Moment, dass voll der Faustschluss Goethes darin zurückkehrt. In dem Vorgefühl des höchsten Glücks, heißt es da, erleb´ ich jetzt, aber dann kommt's „dicke“ bei Goethe, – den höchsten Augenblick. Doch das ist es: das Vorgefühl bloß. Das Glück selber ist nämlich keine Substanz. Es besteht in einem hoch beweglichen Ahnungsschleier, der einen genau getroffen und dadurch widersprüchlich eingewickelt hat. Glück überfällt einen und umweht einen, beides flüchtig. Wer immer mit dem Glück zu tun hatte – und ich hoffe, das sind hier alle, und sei's im negativen Sinn der Abwesenheit, der wird es nachempfinden und nachleben können, was nun gesagt wurde. Wenn man Glück hat und es passiert, dann glaubt man, dass es kommt, aber später weiß man, dass es unwahr ist. Also auch darin zeigt sich wieder das Leben der erzwungenen Emigration an, verurteilt zum Gast sein überall und der Verfolgung preisgegeben. Das in lauter Gedankensplittern. Und sicher war wohl die Produktivität in den Gedankensplittern auch ein Anlass für Batya Horn, einen Verlag zu gründen, mit dem Namen der Edition Splitter. Tatsächlich war im Konzept der Diskussionen von vor 20, 25 Jahren mit Gerhard Jaschke, Victor Wiege, Peter Daniel und Anderen etwa: Ja, es solle ein Verlag sein, der Splitter vorlegt. Und wie das so ist, das ist der Preis der Tugend an das Laster, Konzepte rutschen auch immer einmal ein wenig weg, dazu sind sie da. Während wir an einen

Verlag dachten, der eben lauter leichte Bändchen mit Vorstellungssplittern bringt, die dann in der Interpretationsarbeit der Lesenden in ganze Vorstellungswolken und Vorstellungsfelder aufsteigen und aufblühen, dann sind doch solche Bände erschienen wie der Wälzer von Hannes Benedetto Pircher, 1130 Seiten, über das Theater der Rituale, sogar mit dem lateinischen Unter-Titel – was soll auch ein ehemaliger Jesuit anderes erinnern, wenn er erinnert, ist das immer Latein: *De arte liturgica!* Damit liegt aber auch ein Wälzer vor, an dem keiner mehr vorbeikommt, der forschend arbeiten will über das Verhältnis von Theater zum Ritus der Religion. Darin hatte es schließlich seinen Ursprung, das Theater bei den Alten Griechen. Das wissen wir seit der „Geburt der Tragödie“ von Friedrich Nietzsche, dass das griechische Theater aus der Ritualität der Mythenvorträge in religiösen Feiern hervorgegangen ist. Ebenso kommt keiner an dem Pircher-Wälzer vorbei, der forschen möchte über das Verhältnis von Theater und Forschung. Und mir ist das Auswachsen von Splittern zu Traktatbäumen innerhalb der Edition Splitter auch passiert mit meinem Buch „Bild im Ab-wesen“. Das sollte ursprünglich ein Kurz-Essay werden. Gerade so umfangreich, dass man es zum Buch binden kann und nicht als Heft heften muss. Und daraus ist dann doch eines meiner mir wichtigsten Dick-Bücher geworden. Solches Auswachsen von Splittern zu Splitterhaufen ist in Batyas Verlag ebenfalls möglich und das Wort Splitter deckt es. Splitter verweisen immer auf das, wovon sie abgesplittert sind. Und diese Einsicht, die ich dann an allen möglichen Publikationsorten innerhalb der Debatte um das Fragmentarische zu entwickeln mich bemüht hatte, rechtfertigt auch, was ich jetzt hier die ganze Zeit gemacht habe, in vielen Beispielen. Gedankensplitter, in Splittern von Sprachartikulationen gefasst, zu ganzen Philosophemen auszuleuchten, weil sie von dem Splitter eben beleuchtet werden. Erschließbar aus den abgebrochenen Rändern den Bruch- und Spliterrändern der Splitter. Danke schön für Ihr Zuhören.